Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Eine stille Familen-Pension.

Skizze von O. Hainau.

Wir hatten schriftlich bei Fräulein Minna Sauerwurm gemietet. Die wiederholte Versicherung, daß bei ihr nur lebensmüde, ältere Damen zu wohnen pflegten, daß sie kleine Kinder grundsätzlich ausschließe, hatte uns zu dieser Unvorsichtigkeit bewogen.

Wir waren so von der tiefen Ruhe und Kinderfremdheit der Pension Sauerwurm durchdrungen, daß wir unserem Söhnchen Heinz, dem Tertianer, noch ein besonderes Zeugnis seiner Wohlerzogenheit auszustellen für nötig befanden.

Heinz hatte uns übrigens nach Abschluß der Verhandlungen den ersten Floh ins Ohr gesetzt. Fräulein Minna Sauerwurm hatte uns eine Ansichtskarte geschrieben, auf der die Villa abgebildet war, mit einer Staffage „ruhebedürftiger Damen“. Dieses Bild hatte Heinz unter die Lupe genommen, und das Ergebnis seiner Untersuchungen lautete: „Seht Ihr diese alte Person, die hier aus dem Fenster guckt? Das sieht doch genau so aus, als ob des Teufels Großmutter ihren Kopf plötzlich aus dem Ofenloch stecken würde! Muttchen, mit der wirst Du Dich schwerlich vertragen!“

„Solche Aeußerlichkeiten täuschen oft, mein Sohn,“ belehrte ich den vorwitzigen Propheten. Aber ein leises Unbehagen dämmerte in meiner Seele. Nun, hoffentlich gehörte das betreffende Profil nur einem vorübergehenden Gast, nicht etwa....

In der üblichen Verfassung der Ferienreisenden: zerschlagen, totmüde und vollkommen wehrlos, langten wir im Seebade an. Ein Dienstmann sollte unser Gepäck zu Fräulein Sauerwurm schaffen. „Ach, zu der?“ brummte der Mann mit wegwerfender Miene. Großer Volkstümlichkeit schien sich die Dame Sauerwurm nicht gerade zu erfreuen. Doch was will das besagen? Vornehme Ruhe und feine Abgeschlossenheit bleiben der Masse unverständlich.

Wir traten ein. Noch nie hatte mich ein so starkes körperliches Unbehagen beim Betreten eines Hauses befallen wie hier, wo ein dumpfer, modriger, schimmliger Muff alle Räumlichkeiten gleichmäßig zu durchdringen schien. Erst im Salon, der mit Gang und Speisezimmer türlos zusammenhing, geruhte uns die Inhaberin in Empfang zu nehmen. Es war — des Teufels Großmutter von der Ansichtskarte.

Sie und Fräulein Minna Sauerwurm waren nämlich ein und dieselbe Person. Von ihrer Begrüßung verstanden wir nicht viel, da im Speisezimmer nebenan eine lärmende Gesellschaft, in der wir mindestens drei Kinder bemerkten, eben Kaffee trank.

„Aber eins muß ich den Herrschaften sagen: Ich halte hier auf allergrößte Ruhe,“ schloß sie mit einem spitzigen Blick auf unseren Gymnasiasten, der in der weltmännischen Haltung eines Berliner Schülers stumm hinter uns stand.

„Und hier ist Ihr Zimmer, gnädige Frau.“ Der Raum, in dem Mutter und Sohn vier Wochen hausen sollten, ging auf den Garten hinaus. Von diesem hatte Fräulein Sauerwurm geschrieben: „Ich nehme schon meinem Garten zuliebe keine Kinder auf, damit sie den Rosenkulturen keinen Schaden tun.“

Die Rosenkulturen waren wohl etwas weiter entfernt; unsere Blicke erfaßten nur eine nach Feuchtigkeit duftende, verfallene Laube, die Waschleine und als point de vue, wie die Gartenkünstler sagen, einen Abfallhaufen, dessen lebhafte Ausdünstung mit Rosen und Lilien nur mühsam in Beziehung gebracht werden konnte.

Mein Stübchen lag im ersten Stock, gerade über dem Zimmer meiner Lieben. Es stand voll alter Möbel und enthielt unter anderem einen Papierkorb, den wahrscheinlich schon der Großvater des Fräuleins Sauerwurm mit unsauberen Abschnitzeln gefüllt hatte. Da ich unmöglich annehmen konnte, dieser Bazillenkorb bedeute eine zarte Aufmerksamkeit für mich als Mitglied der Presse, so beförderte ich ihn schleunigst in die benachbarte Rumpelkammer. Das brummige Zimmermädchen muß mein pietätloses und eigenmächtiges Vorgehen alsbald Höheren Orts berichtet haben; und ohne Zweifel war es ein ebenso unbesonnener Schritt, als hätte ich etwa den Fetisch eines schwarzen Gastfreundes aus seiner Strohhütte auf die Straße geworfen.

Ich will vom Abendessen schweigen, dem ein Landwirt aus Weinböhla durch einen Vortrag über Spargelzucht gesprächliche Würze verlieh. Geduldig trank ich auch den dünnen Tee, und die außerordentliche Liebenswürdigkeit meiner Frau schuf an ihrem Tischende eine erträgliche Stimmung. —

Ich schlief wie erschlagen und wachte erst auf, als in dem Zimmer unter mir lebhaft erregte Stimmen laut wurden. Ich suchte mir einzureden, es sei nur eine Halluzination, beendete jedoch möglichst rasch meine Toilette und eilte hinunter zu Weib und Kind.

Beide lagen noch zu Bett; meine Frau sah in ihrem rosa Morgenhäubchen entzückend aus, ihre Wangen waren leicht gerötet. Heinz spielte mit seinen Zinnsoldaten. Sie schienen vergnügt, und ich begab mich arglos an die gemeinsame Kaffeetränke, die der Landwirt aus Weinböhla durch einen Vortrag über Salzphosphatdüngung verschönte.

Als ich zu meiner Familie zurückkehrte, platzte Heinz, der sich stets in militärischen Vorstellungen bewegt, mit den Worten heraus: „Vati, wir haben heute früh schon einen Dragonerangriff zurückgeschlagen.“

Meine Frau lachte: „Ich wollte Dich nicht vor dem Frühstück aufregen, aber jetzt gestehe ich Dir, daß ich leider bereits heute früh genötigt war, das Mädchen, das uns (wie es ausgemacht ist) den Kaffee brachte, aus diesem Zimmer hinauszuweisen. Wir lagen noch im Halbschlaf, da torkelt etwas herein wie ein wütender Stier, haut das Kaffeegeschirr auf den Tisch, daß die Tassen klirren, und auf mein sanftes Flöten: „Bitte, hierher ans Bett!“ schnaubt mich die Megäre an: Auch das noch?!“ Na, der hab ich's aber ordentlich gegeben!“

So also fing die Erholung an! Natürlich suchte ich sofort Fräulein Sauerwurm auf, um mich über das Vorgefallene zu beklagen. Erst war sie nirgends zu finden; als ich ihr endlich meine Entrüstung aussprechen durfte, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen: „Ja, wissen Sie, die Mädchen hier sind entsetzlich! — Aber was soll ich machen? Wenn man ihnen nur das Geringste sagt, laufen sie davon und lassen mich sitzen.“

Also keine Reformen von dieser Seite! Und meine armen Schätze waren auf vier Wochen an dies Muffpalais gefesselt, während ich allerdings nur auf vierzehn Tage gemietet hatte. Mit eigentümlichen Gefühlen blätterte ich in dem „Stammbüchlein“, das auf Fräulein Sauerwurms Schreibtisch zur Ansicht auslag und Eintragungen enthielt wie die folgenden:

„Die herrlichen Tage in der gemütlichen Villa Sauerwurm werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Hermine Kohlkopf, Kunstmalerin.“

„Tausend Dank für Speis' und Trank und alles Angenehme in Fräulein Sauerwurms urbehaglichem Heim! Familie Bürstenbinder aus Mutzscherswalde.“

„Der Aufenthalt bei der guten Tante Sauerwurm wird meinen Kindern niemals aus dem Gedächtnis schwinden! Amalie Hundskamill, Apothekersgattin.“

Damals war ich starr vor Staunen — heute freilich neige ich der Ansicht zu, daß diese Lobpreisungen gegen Ermäßigung der Taxe eigens geliefert wurden — wofern nicht, wie in dem Fall Hundskamill, ein verborgener, heimtückischer Doppelsinn in den anerkennenden Worten lauerte.

Es begann nun bald eine neue Periode unseres angenehmen Pensionslebens; unser Sohn, der mit Vorliebe strategische Wendungen gebraucht, bezeichnete sie als den „Aufmarsch der Verwandten“.

Meine Mahlzeit verging, ohne daß Fräulein Sauerwurm von ihren Schwestern, Kousinen, Nichten, Neffen erzählt hätte, und es konnte danach nicht bezweifelt werden, daß die Familie Sauerwurm die bedeutendste der ganzen Provinz sei. Sogar der Landwirt aus Weinböhla, der mit einem Vortrag über Kalidüngung begonnen hatte, mußte vor der Sauerwurmschen Chronik den Rückzug antreten.

Endlich verkündete die Pensionsdame triumphierend: „Morgen kommt meine Nichte, Frau Hausbesitzer Trübbecke.“

Und sie kam. Sie sah aus wie ein verkleideter Feldwebel; ich habe den Eindruck, daß sie Reiterstiefel trug. Jedenfalls fühlte sie sich ganz zu Hause und betrachtete die Pensionsgäste als arme Hascher, denen kaum ein flüchtiges Kopfnicken zu gönnen war. Heinz taufte sie den „General Bandamme“.

Am nächsten Tage folgte eine zweite Nichte aus Ostafrika, am dritten eine aus Hinterindien. Endlich kam noch eine Kousine, die aber etwas knapp gehalten wurde, und ein Neffe mit einem Vollmondgesicht, der neben mir in der Rumpelkammer schlief und dabei meist von Alpdrücken geplagt wurde. Spät am Abend hielt diese Schönheitsgalerie (mit Ausnahme der armen Kousine und des Vollmondsknaben) im Salon, vor der Tür meiner Frau, Familientag ab. Vielleicht bereicherten sie gemeinsam das „Stammbuch“.

Mit dem ihr eigenen Humor gab meine Frau ihrer Stimmung folgenden Ausdruck:

„Weißt Du, Schatz, wenn sich jetzt ein Seehund triefnaß hereinwälzte, um sich als Neffe des Fräulein Sauerwurm vorzustellen, würde ich nicht einen Augenblick meine Haltung verlieren, fände es vielmehr ganz in der Ordnung.“

Aber diese Invasion von Sauerwürmern war noch nicht das Schlimmste. Eines Tages erschien ein Ehepaar mit drei kleinen Kindern und einem verängstigten Fräulein. Für die Kleinen wurde im „Salon“ gedeckt, gerade vor der bereits erwähnten Tür. Unsere zarten Anspielungen, daß ausdrücklich die Abwesenheit von kleinen Kindern zugesagt worden sei, wurde mit der süßsauren Bemerkung erledigt, daß diese Kinder doch nicht „klein“ seien; das jüngste sei nur vier Jahre alt.

Ich hatte die Empfindung, als wandelte ich auf einem Vulkan.

Inzwischen waren meine vierzehn Tage schon abgelaufen, und wir suchten gemeinsam im Orte nach einer Unterkunft für mich — obwohl ich nur mit schwerer Besorgnis meine Lieben in der Sauerwurmschen Löwenhöhle zurücklassen mochte.

Ich hatte leider nicht den moralischen Mut, dem Fräulein Minna zu sagen, daß ich nur die Wohnung wechselte, ließ sie vielmehr in dem Glauben, ich reiste nun nach Berlin zurück.

Diese meine Zaghaftigkeit beschleunigte die Katastrophe.

Ich hatte meinen Umzug bewerkstelligt, war in einem hübschen Gartenzimmer einquartiert und eben in den lang entbehrten Nachmittagsschlaf gesunken, als es an meine Tür klopfte.

Es war Heinz. Klar und sachlich meldete er mir die neuesten Ereignisse, die sich, wie die Historiker zu sagen pflegen, überstürzt hatten.

„Vatchen, Du möchtest kommen. Es hat nach Deinem Abzuge einen fürchterlichen Krach gegeben. Muttchen ist schon am Packen. Du brauchst nur als Landwehr auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Die Garde hat bereits einen glänzenden Sieg erfochten.“

Unter der „Garde“ verstand der liebe Kerl natürlich seine Mama. Meine Bestürzung wurde durch diese Siegesnachricht ein wenig gemildert. Während wir im Sturmschritt durch die Kuranlagen der muffigen Villa Sauerwurm zustrebten, gab mir Heinz die Einzelheiten der Schlacht zum besten.

Ich hatte mich kaum verabschiedet, und meine Frau war mit dem Sohne in ihr Zimmer gegangen, um sich ein wenig auszuruhen, als durch die geschlossenen Fensterläden entsetzliches Teppichklopfen und boshaft kreischende Stimmen in ihren Schlummer drangen.

Sie fuhr in die Höhe und erkannte die liebliche Stimme des „wütenden Stiers“:

„Nun wollen wir ihr gründlich den Schlaf versalzen! Schlag nur recht drein, das Fräulein hat's erlaubt. So eine Gemeinheit, den Herrn auszuquartieren! Ich hab's gesehen — der Friedrich vom Königsbad hat das Gepäck geholt. Hau nur feste rein, Lise!“

Nun gibt es zwar keine liebenswürdigere Frau als die meine, aber wenn man sie aufs äußerste reizt, dann... Aufstehen, des „Teufels Großmutter“ aus ihrer angeblichen Siesta herausklopfen und sofortige Aufklärung von ihr verlangen, war das Werk weniger Augenblicke.

Fräulein Sauerwurm versuchte die Unschuldige zu spielen. Aber da kam sie übel an. Meine Frau hielt ihr sämtliche Punkte vor, in denen sie gegen die Abmachung gehandelt hatte, und schloß ihre Philippika mit den Worten: „Sie sind überhaupt nicht imstande, eine Pension zu führen!“

Die Sauerwurm vermochte nur noch schluckende Bewegungen zu machen; antworten konnte sie überhaupt nicht mehr.

Ich fand meine Frau mit glühendem Gesicht über den Koffer gebückt. Die Pensionsgäste, die sich allmählich zur Nachmittagszichorie versammelten, starrten uns an, als wären wir mindestens entlarvte Haupt- und Schwerverbrecher.

Natürlich vernichtete die „Landwehr“ (wie Heinz sich später in seinem ausführlichen Schlachtbericht ausdrückte) auch die Hilfstruppen des Feindes bis auf den letzten Mann. Sie bestanden aus der anmutigen Verwandtschaft, zu der sich noch der Kaliphosphatmensch gesellte, der mit seinem widerwärtig quängelnden Quetschorgan die Ansicht vertrat, „es seien doch alle Gäste hier so zufrieden und glücklich.

„Schweigen Sie und kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!“ donnerte ich ihn an. Darauf bezahlte ich die Rechnung, und wir verließen als Sieger den Schauplatz so vieler Unerquicklichkeiten.

Die Meinen fanden in einem netten, gut geführten Hotel geräumige Unterkunft und vorzügliche Verpflegung. Wir erzählten dort einem biederen Stammgast unsere Erlebnisse.

„Ja, wissen Sie's denn nicht?“ fragte er belustigt. „Die Sauerwurmsche ist doch schon wiederholt wegen ihres Geisteszustandes untersucht worden. Aber für eine Anstalt ist sie nicht verrückt genug; so hat sie denn eine stille Fremdenpension gegründet. Die Fremden können das natürlich nicht wissen.“

Ja, die Fremden wissen manches nicht. Wir aber beschlossen, nie mehr die Katze im Sack zu kaufen. Die Form unseres Abschiedes hatte ja leider eine Eintragung ins Stammbuch unmöglich gemacht; sonst hätten auch wir unbedingt sagen müssen, daß die Pension Sauerwurm uns „zeitlebens unvergeßlich sein würde“.

Zu spät.

Skizze von E. Fahrow.

Mit finsteren Blicken betrachtete der Rechtsanwalt Mertens seinen Sohn, den kleinen Peter, der blaß und zitternd mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand.

Auch heute wieder, wie schon so oft vorher, hatte Peter sich geweigert, an dem freiwilligen Preisturnen und Wettlaufen teilzunehmen, welches seine Mitschüler veranstalteten.

„Warum?“ fragte der Rechtsanwalt mit scharfer, fast schneidender Stimme. „Warum gehst Du nicht mit? Wirst Du endlich antworten?“

Ein paar mal öffneten sich die leise zitternden Lippen des Knaben, ohne daß ein Laut über dieselben kam, aber dieser Anblick erzürnte den Vater nur noch mehr, statt ihn zu besänftigen.

„Schlapper Bengel!“ knirschte er zwischen den Zähnen. „Nicht einmal zu einer ordentlichen Antwort hat er den Mut!“

Vom Fenstersitz her, wo Peters Schwesterchen, die kleine braunlockige Lotte, spielte, kam diese heran und umfaßte den Bruder mit beiden Aermchen.

„Peterle,“ schmeichelte sie, „komm, sag's doch dem Papa, warum Du nicht mitgehen magst.“

„Weil ich doch nicht gewinne,“ stieß Peter hervor. „Ich kann so schlecht turnen und rennen, und die anderen lachen mich bloß aus.“

Spöttisch und scharf lachte der Rechtsanwalt auf, wandte sich ab und verließ das Zimmer.

Mit heftigem Knall fiel die Tür hinter ihm zu.

War es nicht immer dieselbe Geschichte? Wie kam er, der athletische, lustige und unermüdliche Mann, der Reserveoffizier und Sportsmann, zu diesem Sohn? Feige war der Bengel, weiter nichts! Ewig sich zurückziehen von den Kameraden, trotzig und halsstarrig sein, jede Anstrengung oder Gefahr vermeiden und dabei noch nicht einmal in der Schule Ausgezeichnetes leisten — das war so sein Wesen.

Ganz anders dagegen die kleine Lotte!

Ja, die war sein echtes Fleisch und Blut, sprühend und vergnügt, unbändig, ein liebenswürdiges Kind in jeder Beziehung, war sie des Vaters ganzer Liebling, während Peter von jeher eine Enttäuschung für ihn gewesen.

Wer in diesem Augenblick nicht Peterchens blasses Gesicht sah, hätte nie geglaubt, ein wie tiefer namenloser Schmerz sich in einem Kinderantlitz ausprägen kann.

Als die Tür hinter dem Vater zugefallen war, wandte sich der zehnjährige Knabe hastig von seiner kleineren Schwester ab und starrte zum Fenster hinaus auf die Straße.

„Peterchen,“ schmeichelte Lotte, ohne daß sie wagte, ihm zu folgen. „Komm, spiele mit mir. Du sollst wieder Puppenvater sein.“

Brennend gern hätte Peterchen unter anderen Umständen die Einladung befolgt, denn er spielte wirklich gern mit seiner kleinen Schwester und ihre Puppen waren ihm fast ebenso lieb wie ihr. Aber der verächtliche und kalte Ton seines Vaters klang ihm noch in den Ohren und schnitt sein kleines Herz entzwei.

„Schlapper Bengel!“ hatte er gesagt. Und ja, er hatte es ganz deutlich gehört — und feige sollte er ja auch sein!

War man denn feige, wenn man nicht gern mit anderen wilden Jungen tobte und turnte?

Schwer und schwerer wurde ihm das Herz in der Brust; endlich ging er hinaus und schlich sich in den Garten, der hinter dem Hause lag.

Hier sprang ihm ein Jagdhund entgegen, und mit mißtönendem Geschrei flog ein gezähmter Rabe ihm auf die Schulter.

Ein wenig hellte sich das blasse Knabengesicht auf. Hier waren doch zwei Geschöpfe, die etwas von ihm hielten und für die er sogar Respektsperson war.

Er ging bis in die einsamste Ecke mit den beiden Spielgefährten, setzte sich dort nieder und fing an, die wunderlichsten Dinge zu erzählen.

Da kamen Märchen zutage, die niemals vorher jemand vernommen, Abenteuer, wie sie sich Peters Phantasie allein ausgedacht hatte. Es war Schwung und Feuer in seinen Erzählungen und er begeisterte sich selbst daran. Vielleicht steckte ein zukünftiger Dichter in dem verschüchterten Kinde?

Der Rabe war heute wieder lahm. Peter runzelte die Stirn, er war überzeugt, daß irgend ein Wesen seinen schwarzen Schützling verfolge und mißhandle, wenn er nicht zugegen war.

Ob es die Köchin war, die den Raben nicht leiden konnte?

Sie führte stets ein sonderbares Wort im Munde, in dem Peter keinen Sinn finden konnte.

„Ein Unglücksvieh!“ sagte sie verächtlich. „Er hat eine schauderhafte Stimme, er stiehlt, und er nützt zu rein gar nichts. Paß auf, Peter, er bringt Dir noch Unglück, am besten wäre es, man schlüge ihn tot.“

Es war richtig, daß er zu nichts nütze war; aber mußten denn alle Wesen totgeschlagen werden, wenn sie nichts nützten? Dann hätte eigentlich auch Peter selbst forttönnen, so dachte er; denn er war doch auch zu rein gar nichts gut.

Während er dies dachte, sprang eine riesige Katze über den Zaun, und im nächsten Augenblick lag sie im Kampfe mit dem Raben, der sich nur notdürftig wehren konnte.

Peter warf sich ohne Besinnen dazwischen.

Mit seinen kleinen Fäusten hieb er auf das große, fauchende und kratzende Tier ein, achtete es gar nicht, daß sie ihn wütend zerkratzte, und fiel bei dem seltsamen Kampfe zwischen Brennesseln und Dornen; er ließ nicht los, bis er den Raben gerettet und die Katze die Flucht ergriff.

Atemlos erhob er sich, blickte an seinem beschmutzten und zerrissenen Anzug herunter und preßte die Lippen aufeinander; er wußte, jetzt würde er natürlich wieder Schelte bekommen, aber sagen mochte er es dennoch nicht, woher die Schäden rührten.

Er schämte sich, daß er so mutig für den von allen mißachteten Vogel eintrat; überdies hielt er es nicht für besonders heldenhaft, was er getan hatte — so etwas kam doch so häufig vor, davon redete man gar nicht erst.

Rührend war es, wie das schwarze, struppige Vieh sich an den kleinen Jungen anschmiegte und dicht neben ihm im Gras hocken blieb, bis für heute Peter seine langen Erzählungen beendet hatte; denn mit Seelenruhe hatte er wieder Platz genommen und war in seinen abenteuerlichen Märchen fortgefahren.

Einige Tage später spielten Peter und Lotte am Rande des großen Sees unten bei der Stadt.

Lotte war auf den Steg hinausgegangen und sprang darauf umher wie ein Zicklein. Peter saß in einiger Entfernung auf einem großen Stein und beobachtete sie sorgfältig. Niemand hatte ihm gesagt, daß er auf sein Schwesterchen aufpassen müsse, aber das tat er immer ganz von selbst.

In diesem Augenblick kam von der Straße her eine Rotte besonders laut schreiender und gestikulierender Kinder gewöhnlichster Sorte. Als sie das fein angezogene kleine Mädchen auf dem Steg sahen, hatten sie sofort mit dem üblichen Haß der Straßenkinder nichts Besseres zu tun, als diese „zierliche Puppe“ zu verulken.

„Seht mal den Zieraffen,“ rief einer der größeren Jungen. Ein halbwüchsiges Mädchen, das neben ihm stand, lief auf den Steg hinaus und hänselte Lotte.

„Geh weg von hier,“ rief sie ihr zu, „Du hast hier gar nichts zu suchen.“

Einen Augenblick starrte Lotte ganz entsetzt die abscheulichen Kinder an. Dann wollte sie verschüchtert an ihnen vorbeischleichen, erhielt aber dabei einen derben Stoß von der größeren Angreiferin, so daß sie schwankte und stolperte und um ein Haar ins Wasser gestürzt wäre.

In diesem Augenblick stürmte mit blitzenden Augen wie ein junger Siegfried Peter heran. Ohne Besinnen warf er sich zwischen die ihm an Zahl vierfach überlegenen Jungen und hieb mit seinen kleinen Fäusten auf sie ein.

„Laßt sie gehen!“ schrie er dabei. „Untersteht Euch nicht, sie anzufassen!“

Lotte war, geschickt den Augenblick benutzend, zwischen den Knaben hindurchgeschlüpft und an das sichere Ufer geeilt. Die anderen aber fielen über Peter her. Unter bösen Schimpfworten hieben sie auf ihn ein, stießen ihn hin und her und gleich darauf hatten sie ihn unter höhnischem Geschrei ins Wasser gestoßen.

Vom Ufer her ertönte ein heller Aufschrei.

Lotte, totenbleich vor Angst und Aufregung, schoß wie ein Pfeil die Straße hinauf, um Hilfe herbeizuholen. Peter kämpfte mit dem an sich nicht sehr hohen, ihm aber über dem Kopf zusammenschlagenden Wasser.

Er war selbstverständlich ein schlechter Schwimmer, und seine geringe Kraft reichte kaum aus, um ihn nach heftigen Anstrengungen endlich ans Land gelangen zu lassen.

Er vermochte sich noch bis zur Böschung empor zu schleppen, dann brach er ohnmächtig zusammen.

Die jungen Uebeltäter waren sofort nach geschehener Untat in alle Winde zerstoben.

„Dem haben wir's aber gegeben!“ dachten sie schadenfroh, ohne indessen die Folgen ihres zweifelhaften Mutes auf sich zu nehmen.

Lotte hatte zum Glück auf der Straße einen Bekannten des Hauses getroffen, dem sie schluchzend und schreiend den Tatbestand mitteilte. Es war ein junger Referendar, der bei ihrem Vater arbeitete, und der nun das kleine Mädchen bei der Hand nahm und mit ihr zurückeilte zu der Unglücksstelle.

Da lag Peterchen zwischen den Steinen am Strande, bleich und starr wie eine kleine Leiche.

Lotte schrie nochmals laut auf und warf sich in wildem Schmerz über ihn.

„Peterchen!“ schluchzte sie. „Ach, Peterchen, mach doch die Augen auf!“

Der Referendar bückte sich und nahm das Kind auf, trug es in seinen Armen nach Hause und übergab es der Obhut der alten Wirtschafterin, welche seit dem Tode der Mutter den Haushalt führte.

Ein heftiges Nervenfieber kam bei Peter zum Ausbruch.

Ungezügelte Phantasien, von denen kein Mensch etwas verstand, wechselten bei ihm ab mit wehmütigen, geflüsterten Worten, die niemand so sehr ins Herz schnitten wie seinem Vater, der Nacht für Nacht neben dem kleinen Bett saß.

Jetzt sah der Rechtsanwalt Mertens, wie unrecht er seinem kleinen Sohn immer getan hatte. Durch Lottes hundertmal wiederholte Erzählung und nachträglich erschienene Augenzeugen kannte er den Hergang ganz genau; er wußte, welch eine Heldentat der Kleine vollbracht hatte.

Ja, wie ein Held war er zwischen die Feinde gefahren, um sein Schwesterchen zu verteidigen, die Anzahl und die Größe der Angreifer nicht achtend. Welch einen Mut hatte dieses kleine Herz in jenem Augenblick erfüllt, und wie tief beschämte er nun den unglücklichen Vater, der mit so großer Verachtung auf den vermeintlichen Feigling herabgesehen hatte.

Am neunten Tage nach seiner Erkrankung richtete sich Peterchen in seinem Bett auf und blickte seinen Vater aus großen, traurigen Augen an.

„Nicht wahr, Vater,“ sprach er leise, „jetzt wirst Du nicht mehr sagen, daß ich ein schlapper Bengel bin?“

„Nein, mein Junge,“ murmelte Mertens mit erstickter Stimme, „das werde ich niemals mehr sagen!“

Er hatte nur zu recht damit.

Niemals mehr konnte er es sagen, denn an diesem Tage schloß Peterchen seine Augen für immer. Seine Rechtfertigung war nur noch kurz vor Toresschluß eingetreten.

— **Richtig.** Nanny: „Du, Lyddy, da ist Vetter Kurt, der hat mich gestern schon wieder geküßt.“

Lyddy: „Warum schreist du denn nicht, weißt du denn nicht, wozu du den Mund hast?“

Nanny: „Kurt meinte — zum Küssen.“

— **Au!** Arzt: „Ich habe einmal einen Patienten acht Jahre lang behandelt!“

Freund: „Himmel, muß der gesund gewesen sein!“